
Das Märchen von den zwei Straßen

Eine Geschichte über Zwietracht und Versöhnung

P a u l o C o e l h o

Jahrhunderte bevor wir mit Neuigkeiten über die Auswirkungen der sogenannten Globalisierung überflutet wurden, erzählte der Scheich Qualander Shah in seinem Buch „Asrar-I-Khilwatia“ (Geheimnisse des Alleinseins) folgende Geschichte.

Im fernen Osten von Armenien gab es einst ein kleines Dorf, welches sich entlang von zwei parallel laufenden Straßen entwickelt hatte, die bekannt waren als die „Südstraße“ und die „Nordstraße“. Eines Tages wanderte ein Fremder entlang der Südstraße und er beschloß auch die andere Straße zu besuchen; die örtlichen Kaufleute bemerkten allerdings, dass seine Augen voller Tränen waren.

„Irgendjemand in der Südstraße muß wohl gestorben sein“, sagte der Schlachter zum Tuchhändler. „Sieh nur, wie dieser arme Fremde weint, der gerade von dort kommt.“

Ein Kind hörte zufällig diese Äußerung und begann verzweifelt zu weinen, denn es wusste bereits, dass der Tod etwas sehr Trauriges war. Bald darauf weinten alle Kinder in der Straße.

Höchst beunruhigt entschied der Fremde, sogleich abzureisen. Die Zwiebeln, die er sich zum Essen geschält hatte und die der Grund für seine tränenden Augen waren, warf er weg und er entfernte sich eilends.

Die Mütter waren erschrocken, als sie ihre Kinder weinen sahen und wollten sofort herausfinden, was geschehen war. Sie entdecken, dass der Schlachter, der Tuchhändler und inzwischen auch andere Kaufleute höchst beunruhigt waren über die Tragödie, die sich in der Südstraße ereignet hatte.

Danach flogen die Gerüchte mit Windeseile und da das Dorf nur wenige Einwohner hatte, wusste sehr bald jeder, der in der Nähe der beiden Straßen wohnte, dass etwas Schreckliches geschehen war. Die Erwachsenen fürchteten das Schlimmste und besorgt wegen des möglichen Ausmaßes der Tragödie entschieden sie sich, keine Nachfragen zu stellen, um die Situation nicht noch weiter zu verschlechtern.

Ein blinder Mann, der in der Südstraße wohnte und nicht verstand, was vor sich ging, fragte: „Warum gibt es soviel Traurigkeit an einem Ort, der bisher immer von Glück erfüllt gewesen ist?“

„Etwas Furchtbare ist in der Nordstraße passiert,“ antwortete einer der Dörfler. „Die Kinder weinen, die Männer schauen sorgenvoll drein, die Mütter rufen Ihre Kinder zurück nach Hause und der einzige Besucher, der nach vielen Jahren in dieses Dorf gekommen ist, verschwand mit Augen voller Tränen. Vielleicht ist in der anderen Straße eine Seuche ausgebrochen.“

Nur wenig später hatte sich das Gerücht über den Ausbruch einer tödlichen, bisher unbekannten Seuche im ganzen Dorf ausgetragen. Und weil das Weinen mit dem Besuch des Fremden in der Südstraße begonnen hatte, waren sich die Bewohner der Nordstraße einig, dass die Plage dort ihren Anfang genommen haben mußte.

Noch vor Einbruch der Dunkelheit hatten die Bewohner beider Straßen ihre Häuser verlassen und strebten in die östlichen Berge.

Heute, Jahrhunderte später, ist das Dorf, durch das der zwiebelchalende Fremde wanderte, immer noch völlig verlassen. Nicht weit entfernt entwickelten sich zwei neue Dörfer, genannt Oststraße und Weststraße.

Die Einwohner beider Dörfer, Nachfahren des alten Dorfes, sprechen immer noch nicht miteinander, weil Zeit und Legende eine Mauer der Angst zwischen ihnen aufgebaut haben; sie sind überzeugt davon, dass die Welt, in der sie leben, in große Gefahr geraten könnte, wenn sie wieder miteinander in Kontakt treten würden.

Scheich Qalander Shah bemerkte dazu: „In der Welt geht es nicht um die Dinge selbst, sondern um unsere Einstellung ihnen gegenüber.“

Wenn wir auf die heutige Welt schauen, merken wir, wie bedeutsam diese Geschichte noch immer ist. Der oder die betreffende Reisende müsste am Ende der 90iger Jahre bei der Wanderung über eine der Hauptstraßen des „Weltdorfes“ in schallendes Gelächter ausgebrochen sein ... die „alte Wirtschaft“ war verschwunden, Börsenmärkte stiegen an, Mauern wurden abgebrochen, Zinssätze fielen, das individuelle Wertesystem kehrte zurück zu dem, was es Ende des 19. Jahrhunderts darstellte und konservative Regierungen kamen an die Macht. Alles war in perfekter Harmonie. Das Einzige, was fehlte war das, was jede Gesellschaft braucht, um zu überleben – ein Feind.

Es war zu umständlich, sich in neue Kriege einzumischen und so konnte weder der Genozid in Ruanda noch der Brudermord in Jugoslawien der „Neue Feind“ werden. Am Ende des letzten Jahrhunderts wurde zum großen Bösewicht die Zigarette. Ja, man mag es glauben oder nicht, vor nicht allzu langer Zeit wurde die kleine Papierhülse gefüllt mit trockenen Blättern zur größten Bedrohung der modernen Welt, an einem Ende die glühende Spitze, am anderen Ende ein Idiot.

Zwischenzeitlich – bevor irgendeine Terrorattacke stattgefunden hatte – war ein anderer Reisender – wiederum zwiebelessend – durch das „Weldorf“ gewandert. Der gerechte Krieg war nach Europa zurückgekehrt mit seinen Kollateralschäden in Belgrad; die Börsenmärkte brachen zusammen; diejenigen, die uns zu mutigen Aktienkäufen ermuntert hatten, erklärten nun, dass der Zusammenbruch unvermeidlich war; die Leute waren besorgt um ihre Pensionsfonds, ihre Alterssicherung und wussten nicht, was sie nun machen sollten.

Als die wirkliche Gefahr ihr Gesicht zeigte – am Morgen des 11. September 2001 – befand sich die Menschheit am Rande eines Nervenzusammenbruchs und in dem Augenblick entschieden sich die Einwohner der Nordstraße (bekannt als jüdisch-christliche Gesellschaft) zu einem traumatischen Bruch mit der Südstraße (bekannt als Islam). Alle Zeitungen bestreiten dies, alle TV-Programme versichern, nichts habe sich geändert, Theologen von beiden Seiten treffen sich auf internationalen Konferenzen und begegnen einander mit Toleranz und Achtung. Aber im wirklichen Leben schauen wir mit großen, misstrauischen Augen auf unseren Nachbarn, denn - so er

christlich oder jüdisch ist (auf der Südstraße) oder mit seiner Frau, die er gebeten hat, ein Kopftuch zu tragen (auf der Nordstraße) – von ihm könnte ja jederzeit etwas Furchtbare ausgelöst werden.

Ob es möglich ist, die zwei Dörfer wieder zu versöhnen, bevor eine allgemeine Hysterie noch Schlimmeres bewirkt? Ich glaube: ja. Wir müssen politische Analysen, wirtschaftliche Vorhersagen und soziologische Studien beiseite legen und nach der Antwort auf folgende Grundfrage suchen: Wer bin ich und warum handle ich so? Es gibt da einen wunderbaren Weg! Schauen wir unser Leben an als wär es ein Radrennen.

Wenn wir jung sind, starten wir alle gemeinsam, empfinden Freundschaft und Begeisterung. Aber im Lauf des Rennens weicht das anfängliche Glücksgefühl den wirklichen Herausforderungen: Müdigkeit, Langeweile, Zweifel an unseren Fähigkeiten. Wir bemerken, dass einige Freunde tief im Herzen bereits aufgegeben haben. Sie fahren noch – aber nur, weil sie nicht mittendrin aufgeben können. Mehr und mehr gibt es von denen, die neben dem Versorgungsfahrzeug fahren – besser bekannt als Routine -. Sie reden miteinander, erfüllen ihre Pflicht, ohne aber die Schönheit und Herausforderung der Straße wahrzunehmen. Nach und nach lassen wir sie hinter uns. Dann werden wir konfrontiert mit Einsamkeit, mit unbekannten Straßenstrecken und mechanischen Problemen an unserem Fahrrad.

Wir fahren durch dunkle Wälder. Dort kann uns alles zustoßen, denn sie sind bevölkert mit den Geistern unserer Einbildungskraft.

Dann kommt ein Punkt, nachdem wir einige Male gestürzt sind und niemand in der Nähe war uns zu helfen, an dem wir uns fragen, ob dies all die Mühe wert ist.

Ja, das ist sie. Es geht nur darum, nicht aufzugeben. Pater Alan Jones sagt dazu, dass wir um diese Hindernisse zur Verbesserung der Welt zu überwinden vier unsichtbare Kräfte brauchen – Liebe, Tod, Macht und Zeit. Wir müssen lieben, weil wir geliebt werden, obwohl unsere Einsamkeit uns oft das Gegenteil glauben lässt. Wir müssen uns des Todes bewusst sein, um das Leben ganz zu verstehen.

Wir müssen kämpfen, wenn wir wachsen wollen. Wir dürfen uns aber von der gewonnenen Macht nicht täuschen lassen, weil wir wissen, dass diese Macht wertlos ist.

Schließlich müssen wir akzeptieren, dass - unabhängig davon, ob wir an ein Paradies glauben oder nicht - unser Leben in jedem Moment in das Netz der Zeit eingewoben ist mit all seinen Möglichkeiten und Begrenzungen. Deshalb müssen wir uns auf unserer einsamen Fahrrad-Tour so bewegen, als wenn die Zeit existiert. Wir müssen alles tun, um jede Sekunde zu achten, zu ruhen, wenn es nötig ist, aber wir müssen weiterstreben in der Richtung, die wir einmal gewählt haben.

Diese vier Kräfte können nicht als zu lösende Probleme betrachtet werden, da sie sich unserer Kontrolle entziehen. Wir müssen sie so annehmen und aus ihnen lernen, was wir lernen müssen.

Wir leben in einem Universum, das einerseits so unendlich ist, dass es uns Angst macht und gleichzeitig so klein ist, dass wir glauben, alles unter Kontrolle zu haben. Während wir auf unser Ziel zustrampeln müssen wir uns immer fragen „Was ist heute anders?“ Die Sonne könnte scheinen, aber wenn es gerade mal regnet, sollten wir immer daran denken, dass die dunklen Wolken bald verschwunden sein werden. Die Wolken verschwinden, die Sonne bleibt immer und wird niemals untergehen. In Augenblicken der Einsamkeit ist es wichtig, sich immer hieran zu erinnern. In solchen Augenblicken sollten wir uns immer an das Vorhandensein des anderen Dorfes erinnern und wenn es wirklich sehr schwierig wird, lasst uns nie vergessen, dass – unabhängig von Rasse, Hautfarbe, sozialer Situation, Glauben oder Kultur – alle Menschen dieselbe Erfahrung machen. Ein wunderbares Gebet – geschrieben von dem ägyptischen Sufi-Meister Dhu'l-Nun (AD 796 – 861) – beschreibt die Einstellung, die man in solchen Situationen gewinnen sollte.

„Oh Gott, wenn ich die Stimmen der Tiere, das Rauschen der Bäume, das Plätschern des Wassers, den Gesang der Vögel, das Heulen des Windes oder das Poltern des Donners höre, dann sehe ich die Beweise Deines Seins; ich fühle, dass Du der Allmächtige bist, das letzte Wissen, die unendliche Weisheit und Gerechtigkeit.“

*Oh Gott, ich erkenne Dich auch in der Not, in der ich mich jetzt befindet.
Gott, laß Deine Erfüllung auch meine Erfüllung sein, laß mich Dir zur
Freude werden, wie ein Vater Freude an seinem Kind empfindet. Und laß
mich Dir begegnen mit Ruhe und Zuversicht auch wenn es mir schwer fällt
zu bekennen: Ich liebe Dich.“*

Wenn wir zurückkehren zu den einfachen Wahrheiten, die in uns liegen, dann können wir uns von der allgemeinen Hysterie abgrenzen und realistisch mit der Welt um uns herum umgehen. Tragödien passieren auf dem Lebensweg eines jeden Menschen – es kann die Zerstörung einer Stadt, der Tod eines Kindes, eine grundlose Beschuldigung oder die ohne Vorwarnung eintretende Krankheit mit dauernder Schädigung sein. Manchmal erben wir Tragödien von unseren Vorfahren, so wie es in der Südstraße und der Nordstraße geschehen ist.

Andererseits werden Liebe, Tod, Macht und Zeit uns helfen, unsere Heiterkeit zu bewahren, wenn das nächste Mal ein Mann auf der Straße zu unserem Dorf entlang kommt, egal ob er lacht oder weint. Und wenn wir wirklich einem ernsthaften Problem gegenüberstehen, sollten die Zeitungen uns von dieser Einstellung nicht abhalten können.

Wenn es wieder nur eine Situation ist, wo jemand sich Zwiebeln schält, sollten die Retter des Vaterlandes und der Zivilisation nicht loslaufen dürfen und in unserem Namen Verbrechen begehen. Denn es ist immer wichtig sich zu erinnern, wie wir gelernt haben Fahrrad zu fahren. Dies geschah nicht durch Berechnung von Winkeln, kritischer Masse, Schwerkraft oder Idealgeschwindigkeit. Es geschah nicht durch niedersetzen vor einem Lehrer, der uns erklärte, wie ein Zweirad sich fortbewegt. Es geschah nicht, weil uns jemand sagte, dass unser Fahrrad besser und sicherer war als das Fahrrad von jemand anders, so dass wir danach mit Selbstsicherheit losfahren konnten. Es geschah nicht, weil wir auf die eine oder andere Meinung gehört haben oder weil wir endlose TV-Übertragungen der Tour de France oder der Olympischen Spiele gesehen haben.

Es geschah, weil wir uns getraut haben, den ersten Tritt in die Pedale zu machen. Wir haben es versucht, wir sind auch hingefallen und wir haben es

erneut versucht, bis eines Tages – fast wundersam – wir ein perfektes Gleichgewicht erreicht hatten. Und wir werden es nicht mehr verlernen, selbst wenn wir 10 oder 20 Jahre nicht mehr auf ein Fahrrad steigen. Kann man das erklären? Nein, man kann nicht. Aber wir wissen, wie man auf einem Fahrrad fährt und das ist das Wichtigste, weil wir ein anderes Dorf besuchen können, eine Straße bauen, unsere Angst ablegen und entdecken können, wie viel Gemeinsamkeiten wir haben (Fahrräder inbegriffen).

Translated by Anke und Dieter Pommerenig